

## **Über die Wissenschaft in Wien und die Zielsetzungen des Wissenschaftsberichtes: Tagebucheintragung und Gebrauchsanweisung**

Das dritte Mal bereits erstelle ich mit meinem Team einen Wissenschaftsbericht der Stadt Wien. Dabei haben wir den Anspruch, nicht nur eine Broschüre zu machen mit Graphiken, Tabellen und Zahlen – diese veröffentlicht die Stadt laufend institutions-, projekt- und themenbezogen mit den auf die Aktivität bezogenen oder aggregierten Daten. Der Wissenschaftsbericht versucht eine Darstellung der institutionellen Landschaft mit ihren Formationen und Aussichtspunkten, mit ihren Höhen und Tiefen und mit Berichten und Einschätzungen, wie diese Landschaft von denen, die sie bewirtschaften und von denen, die sie gleichsam als Spaziergänger erleben, wahrgenommen wird. Der Wissenschaftsbericht der Stadt Wien möchte ein – notwendig impressionistisches – Bild der facettenreichen Landschaft geben, er zeigt aber auch auf der Grundlage einer aussagekräftigen Stichprobe, was Wissenschaft im Jahr 2006 bedeutet: Über welche Fragen wird mit welchen Methoden und Ergebnissen heute geforscht und publiziert? Wie funktionieren der Wissenschaftsbetrieb, wissenschaftliche Karrieren in Wien heute? Was muss getan werden, im Mainstream und gegen den Strom, um Qualitäten zu erhalten, Defizite zu beseitigen, Exzellenz zu fördern?

Der Bericht handelt von Strukturen, Aktivitäten, Ereignissen, Wahrnehmungsweisen und Perspektiven und über Personen, die das wissenschaftliche Leben in Wien charakterisieren, prägen und gestalten. Bei dieser Arbeit eröffnet sich uns ein Bild, das zwei Facetten hat: Wissenschaft und Forschung wurden und werden kontinuierlich wichtiger – jene Bereiche, in denen komprimiert, gezielt und dynamisch Innovation stattfindet; und sie wachsen in ihren Fragestellungen, ihren Disziplinen, ihren Methoden, ihren Institutionen zusammen. Bis vor nicht allzu langer Zeit hieß es: „The university has departments, the world has problems“. Der Abstand zwischen Wissenschaft und Forschung einerseits und Problemlösung und Anwendung andererseits wird jedenfalls deutlich kleiner; und in der lebendigen, virulenten und ungeheuer raschen Entwicklung wissenschaftlicher Erkenntnisse werden Instituts- und Disziplingrenzen fließend.

Wissenschaften sind nicht mehr ein peripherer, merkwürdig lebens- und alltagsferner Bereich; sie befinden sich im Zentrum – immer mehr als Impulsgeber – der grundsätzlich gewachsenen Gesellschaftsdynamik. Wissenschaft hat den Geruch des merkwürdig Skurrilen – man denke an den zerstreuten Professor – verloren. WissenschaftlerInnen sind heute detektivische FährtenleserInnen; sie müssen gleichermaßen innovative DenkerInnen und gut organisierte ManagerInnen sein. Persönlichkeiten wie Einstein und Gödel, Watson und Crick – oder mit dem Blick auf Wien Josef Penninger, Renée Schroeder, Anton Zeilinger u. a. – könnten in jedem amerikanischen Blockbuster die Hauptrolle spielen.

Das zweite von mir genannte Phänomen – Integration und Zusammenwachsen – ist stärker auf die Strukturen der wissenschaftlichen Landschaft im allgemeinen und die Wiener Strukturen der wissenschaftlichen Institutionen im besonderen bezogen. Aus einem eher wildwüchsigen Garten, der in hohem Maß unkoordiniert war – die Kräfte und Phänomene des Zufälligen spielten eine große Rolle – entsteht eine selbst- und fremdgesteuerte Entwicklung des Zusammenwachsens. Aufgaben- und Themenstellungen, Institutionen, das heißt Universitäten, Institute, Departments und Fakultäten kommen auf den Prüfstand, werden evaluiert, in einem internationalen Benchmarking bewertet, aufgelöst, neu konzipiert, ausgeschrieben, neu gegründet. Wir befinden uns in einem gleichermaßen lebendigen wie dynamischen Prozess der Neukonstituierung einer institutionellen und einer Forschungsthemenlandschaft, in dem auch alte Bilder, Narrative, Rituale und Symbole neu gezeichnet und formuliert werden.

## *Über die Wissenschaft in Wien und die Zielsetzungen des Wissenschaftsberichtes*

Diese Entwicklung ist noch nicht alt. Die wissenschaftlichen Einrichtungen gehörten in Österreich – neben der Kirche – zu jenen Institutionen, in denen noch feudale Prinzipien gestaltunsmächtig waren: Feudalismus, Patriarchalismus, Bürokratismus, wenn auch nur in der tradierten Form der Fortschreibung von auf Kalenderjahre konzipierten Budgets. Ein Institut, das an einer Universität oder Akademie oder Hochschule über einen Stellenwert und ein Budget verfügte, hatte die Möglichkeit, dass dieses Budget unabhängig von Bedarf und Leistungen fortgeschrieben wurde. Das „Parkinsonsche Gesetz“, das besagt, dass jeder Angestellte sich wünscht, dass sich die Zahl seiner Untergebenen, nicht jedoch jene seiner Rivalen vergrößert, hatte im österreichischen Wissenschaftsbetrieb uneingeschränkte Gültigkeit. Wissenschaft braucht aber genau das Gegenteil: Nicht Hierarchie, sondern Teamwork, nicht „repräsentativen Müßiggang“ (Thorstein Veblen), sondern Durchsetzung in Konkurrenz.

Aber Vorsicht: Die Dinge sind jedenfalls in diesem Fall nicht so einfach, wie sich das amerikanische Managementtheorie und Unternehmensberatung à la McKinsey wünschen würden. Die Wissenschaften und die Universitäten haben in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts in Österreich expandiert, weil es einen großen Nachholbedarf (qualitativ und quantitativ) an wissenschaftlicher Forschung und Ausbildung, an Infrastruktur für Forschung und an Budgets für Forschung gab. Die Öffnung der Universitäten in Österreich in den 70er Jahren war der erste wichtige Schritt der Entfeudalisierung der akademischen Welt: Die Universitäten wurden demokratisiert, die Studiengebühren abgeschafft, für junge Leute aus unterprivilegierten Milieus, aus strukturschwachen Regionen und, was ein besonders wichtiger Schritt war, für Frauen geöffnet. An die Stelle der „Meisterklassen“ (der Ordinarius – weibliche Professorinnen gab es ja kaum – hat einen unfehlbaren Blick für neue exzellente Qualifikationen) trat das demokratische Prinzip, dass Entscheidungen gemäß dem Prinzip des besseren Argumentes in Gremien getroffen werden. Diese Gremien hatten ihre Schwächen, aber sie funktionierten oft sehr gut und schufen ein Bewusstsein für demokratisches Procedere im Arkanbereich des Universitär-Elitären.

Die wissenschaftlichen Einrichtungen, Universitäten, Akademien, Hochschulen und Institute wuchsen, sie demokratisierten sich, und sie begannen, an den Schnittstellen zu Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur zu experimentieren.

Die Universitäten hatten bis zu ihrer Autonomisierung in den budgetträchtigen und organisationsaufwendigen Agenda keine Verwaltungserfahrung. Es gab daher beim universitären Personal kaum Kostenbewusstsein, keinen Bedarf und keine Qualifikation in Sachen Management, wenig Kundenorientierung in der Verwaltung – aber eine große Zahl von UniversitätslehrerInnen, die eine sehr engagierte Lehre machten – und kaum Idee und Begriff von der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit; und wieder ein Hinweis auf das Widersprüchliche: es gab viele Oasen einer fruchtbaren wissenschaftlichen Diskussion.

Die Stadt Wien hatte – schon immer – eine ausgezeichnet funktionierende Verwaltung; sie war bis Ende der 80er Jahre vertikal hierarchisch strukturiert; Vorgesetzte kommunizierten mit ihren Untergebenen, aber Abteilungen kaum miteinander. Die Universitäten hatten ein massives Praxisdefizit, die Einheiten der Stadtverwaltung ein Theoriedefizit. So fanden und finden sich Universität und Stadtverwaltung in den letzten zehn Jahren in der vergleichsweise ähnlichen Situation, die darin bestand und besteht, dass man versucht, den Defiziten mangelnder Kunden- und Öffentlichkeitsorientierung gezielt gegenzusteuern und durch vielfältige Formen der Kooperation dem Management-, Verwaltungs- und Theoriedefizit in den eigenen Institutionen entgegenzuwirken. Diese gemeinsame Anstrengung, die von den Universitäten und der Stadt mit ganzem Herzen und mit großem Engagement betrieben wird, hat die wissenschaftlichen Institutionen und die Stadtverwaltung einander sehr nahe gebracht. Es gibt sehr viele „heiße Drähte“ zwischen SpitzenpolitikerInnen und SpitzenbeamtenInnen der Stadt und SpitzenfunktionärInnen der Universitäten und wissenschaftlichen Einrichtungen in Wien. Und alle, die an diesem Projekt der Wissenschafts-, Forschungs- und Universitätsstadt Wien arbeiten, haben den positiven Eindruck, dass es hier noch unendlich viele Chancen, Möglichkeiten und Synergien gibt.

Dort, wo ein Vakuum war, gehen AkteurInnen jetzt aufeinander zu und bilden projektbezogene Aktionsgemeinschaften; dort, wo jene destruktive Reibung war, die bei Motoren vor dem

## *Über die Wissenschaft in Wien und die Zielsetzungen des Wissenschaftsberichtes*

Kollaps steht, gibt es jetzt ineinander greifende Module. An die Stelle von Missverständnissen in der Wahrnehmung der jeweils anderen Institution gibt es jetzt Kollegialität und oft Empathie.

Die wichtigsten Ergebnisse der Entwicklung Wiens auf dem Weg zur Wissenschafts-, Forschungs-, Wissens- und Innovationsstadt sind:

1. Die Stadt Wien fördert über eine wachsende Zahl von – gezielt und aufeinander abgestimmt gegründeten – Fonds Exzellenz in der Forschung und bildet mit dem Blick auf die in den Natur- und Technischen Wissenschaften dafür notwendige kritische Masse Cluster.
2. Die Stadt Wien unterstützt die Berufung exzellenter WissenschaftlerInnen nach Wien. „Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu.“ Ausgezeichnete ForscherInnen ziehen weitere ausgezeichnete ForscherInnen an; umgekehrt verhindert das Mittelmaß im akademischen Bereich den Einzug von Qualität.
3. Die Stadt Wien fördert die Gründung von Spitzeninstituten mit einmaligen Zuschüssen für die Einrichtung und Ausstattung.
4. Mit einem breiten Spektrum von Stipendienprogrammen signalisiert die Stadt Wien, dass sie sich für junge, kreative, ideenreiche, initiative, innovative Menschen interessiert. Diese Stipendien – einige Programme sind thematisch auf die Erkundung der Wiener Wissensbasis fokussiert – fundieren und tradieren die kollegiale Beziehung zwischen Wissenschaft und Verwaltung. Die verstärkte Wissensbasiertheit der Stadt macht die Stadtverwaltung als Arbeitsfeld für junge ForscherInnen immer interessanter.
5. Wien hat einen dichten „kulturell-kreativen Humus“, der sich u. a. darin manifestiert, dass Vereine, Non-Profit-Organisationen, aber auch GmbHs innovative Ideen haben, die sie ohne Unterstützung und Hilfe seitens großer Institutionen in die Tat setzen wollen. Die Wissenschafts- und Forschungsförderung der Stadt Wien bemüht sich mit großer Sensibilität, die Entwicklung und Realisierung dieser bisweilen „schräg“ und unkonventionell erscheinenden Ideen zu unterstützen.
6. Dort, wo die Fachabteilungen der Wiener Stadtverwaltung mit komplexen Technologien arbeiten, sind sie bestrebt, ausgezeichnete Leistungen, best practices, zu erhalten, zu akzentuieren, zu verbessern. Sie arbeiten daher dicht und kontinuierlich mit universitären und außeruniversitären Forschungsinstituten zusammen; es werden Aufträge vergeben, Arbeitsgemeinschaften gebildet, und es gibt innerhalb des „Soziotopes“ der Wiener Stadtverwaltung eine wachsende Zahl von Symbiosen zwischen ForscherInnen und MitarbeiterInnen des Wiener Magistrates.
7. Der Wiener Wirtschaftsförderungsfonds und sein Zentrum für Innovation und Technologie, die GmbH departure und viele anderen Initiativen, die von der Wiener Stadtpolitik und der Wiener Wirtschaftskammer kongenial unterstützt werden, bemühen sich um die Förderung der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Wirtschaft. Zielsetzung ist, das unternehmerische Potential von WissenschaftlerInnen und wissenschaftlichen Instituten zu unterstützen und die Innovationsbereitschaft von Unternehmungen zu stärken.
8. Was wäre Wien ohne die Analyse- und Kritikleistung der Geistes-, Kultur-, Kunst- und Sozialwissenschaften (GKKS)? Ohne Alfred Adler, Marie-Albu Jahoda, Helene von Druskowitz, Viktor Frankl, Sigmund Freud, Anna Freud, Hans Kelsen, Adolf Loos, Joseph Schumpeter, Hans Strotzka, Otto Wagner, Hilde Zaloscer, um nur einige Namen zu nennen, wäre das Wissen der Welt um die Phänomene, Beziehungen, Zusammenhänge des Gesellschaftlichen um vieles ärmer. Auch gegenwärtig gibt es viele eindrucksvolle Leistungen in dem Bereich, der ständig wichtiger wird. Die internationale Expertise zur Bedeutung der GKKS ist eindeutig. Naturwissenschaftliche, technische und technologische Innovationen erfordern im selben Maß soziale Innovationen. Und soziale Innovationen brauchen Öffentlichkeit.
9. Mit wirksamen und von den BürgerInnen sehr gut angenommenen Initiativen setzt die Stadt Aktivitäten zur Vermittlung von aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen. Die Wiener Vorlesungen z. B. waren fraglos ein Impulsgeber für ein größeres Bewusstsein für die Bedeutung von Wissenschaft und Forschung in Wien.

*Über die Wissenschaft in Wien und die Zielsetzungen des Wissenschaftsberichtes*

Der Wissenschaftsbericht der Stadt Wien 2006 soll wieder Einblicke in die faszinierenden Welten aktueller in Wien durchgeführter Forschungen geben. Er zeigt, was WissenschaftlerInnen interessiert, mit welchen Fragen sie sich beschäftigen und wie sie an ihren Gegenstand herangehen. Und er zeigt, wie Einheiten der Stadtverwaltung und der Forschung in Wien zusammenarbeiten und oft zusammenwachsen.

**Univ.-Prof. Dr. Hubert Christian Ehalt**  
Wissenschaftsreferent